

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

185 (11.8.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 32

Für unsere Frauen.

Ferien.

Auf die Berge will ich steigen. Wo die dunklen Tannen ragen, Wäde rauschen, Vögel singen, Und die stolzen Wolken jagen.

K. Während der heißen Sommermonate, in denen die fast senkrecht fallenden Sonnenstrahlen Hundstagshitze bewirken, eilen die zahlungsfähigen Bourgeois an die See oder in die Berge, um dort fern von der Häuserecke, Erholung und Seilung von wirksamen und eingebildeten Leiden zu finden.

Auch die Lehrer, die in den staatlichen, kommunalen und privaten Bureaus beschäftigten Beamten haben den Wert und die Notwendigkeit des „Ausspannens“ aus der Alltagsfron erkannt und sich deshalb Sommerferien gesichert.

Leider aber gibt es für die arbeitende Klasse, für alle die Männer und Frauen, die in langer, harter Vorfron tagen, tagsaus Körper und Geist aufreizen und gerüthen, heute noch keine Sommerferien. „Ferien“ gibt es für die Arbeiter nur, wenn das ganze Gewerkschafts- und Arbeiterleben in Begleitung von Not und Sorge sich einstellt. — Und doch hat vor allem die Arbeiterklasse ein Recht auf Ferien unter Fortzahlung des Lohnes; ist sie es doch, die der besitzenden Klasse durch ihre Arbeitsleistung den Maß am Tisch des Lebens bereitet hat, so daß sie die Schönheiten und Annehmlichkeiten des Lebens in vollen Zügen genießen kann.

Wie man über Arbeiterferien im allgemeinen und wie man im besonderen über die Unternehmervertretungen im Lande der vielgepriesenen Sozialreform denkt, geht aus einem Antwortschreiben, das die Chemischer Handelskammer der Bremer Handelskammer gibt, deutlich hervor. In dieser Antwort wird betont, daß im Chemischer Handelskammerbezirk weder von Stämmen noch von Privatbetrieben Erholungsurlaub gewährt wird. In der Regel besuche ein solcher Urlaub nur für Bureaubeamte, technische Angestellte und vereinzelt auch für Werkmeister. Sie schon im Volksfreund mitgeteilt, heißt es daselbst u. a.:

„Im übrigen dürfte es auch viel zu weit gehen, Erholungsurlaub für Leute einzuführen, die nur körperlich tätig sind und unter die Gesundheit nicht schädlichen Verhältnissen arbeiten. Für Arbeiter ist ein Urlaub in der Regel nicht erforderlich. Die Beschäftigung dieser Personen ist an sich eine gesunde. Eine geistige Anstrengung kommt nicht vor, auch von körperlicher Ueberarbeitung kann man nicht reden.“

Da hört ihr Frauen! Ein Urlaub für die Arbeiter, für eure Männer, für euch selbst ist „nicht erforderlich“, weil von einer Ueberarbeitung nicht die Rede sein könnte, und weil die Beschäftigung an sich eine gesunde sei. — Jawohl! Die heute beliebten Arbeitsmethoden, Akkord- und Prämienystem usw., sind durchaus „gesund“, erst recht, wenn sie durch Unterernährung zu unterkühlt werden, daß die Arbeiter meistens bereits Mitte der dreißiger Jahre abgearbeitet sind und ihre Spannkraft verloren haben, wenn sie nicht schon vorher einer tödlichen Krankheit zum Opfer fallen.

Und nun erst die Arbeiterin, die vielfach schon in ihren Kinderjahren als Lohnsklavine ausgebeutet und mit ihrem 13. oder 14. Lebensjahre ins Fach der Fabrikarbeit gedrängt wird, die ihre Jugend dem Moloch Kapitalismus opfert und ihrer besten Kräfte beraubt in den Ehestand tritt! Für alle diese Leiden, blutigen Gestalten, die früh dem Siechtume und Krankheiten mit folgen schweren Erscheinungen verfallen, sind „Ferien nicht notwendig“, weil sie nach Ansicht der dreimal Weisen der Chemischer Handelskammer nach 10 bis 11kündiger Arbeitszeit noch Zeit genug haben, sich im Freien aufhalten zu können.

Wie muß dem Unternehmertum das Herz im Leibe lachen ob solch einer wunderbaren Argumentation ihrer Interessenvertreter. Mit Recht schreibt das Korrespondenzblatt:

„Dieses „Gulachien“ erweckt den Eindruck, als hätte der Gutachter von den Arbeitsbetrieben nur von außen Kenntnis, als hätte er noch nie einen Fuß in einen Fabriksaal gesetzt. Daß er von der reichhaltigen sozialpolitischen Literatur, von den Ergebnissen der Arbeiterbewegung, von den Parlaments- usw. Verhandlungen über Fragen des Arbeiterschutzes nicht unterrichtet ist, macht ihn zweifelsohne zum Gutachter einer Handelskammer besonders geeignet.“

Nicht nur, daß man für die Arbeiter die Notwendigkeit der Erholung leugnet, man scheint auch der Jugend des Proletariats nicht einmal die Schulferien zu gönnen. Die erbärmliche Entlohnung der Eltern zwingt die Kinder, frühzeitig mit zu verdienen, und gewissenlose Arbeitgeber bemächtigen sich dieser billigen Arbeitskraft trotz aller Kinderschutzgesetze. Besonders schlimm steht es mit der Ausbeutung der Kinder in der Landwirtschaft aus. Die gesellschaftlichen Schulferien genügen den Herren Milkenbaronen nicht. In der Provinz Sachsen und auch in Preußen erhalten die beiden ersten Schuljahre besondere Ferien, damit die Herren über billige Arbeitskräfte zum Milkenvergießen verfügen können. Für 50 bis 80 Pfennig Tagelohn werden diese jungen Arbeiter glühendem Sonnenbrande oder frömendem Regen preisgegeben. Abends schleichen die Kinder müde, mit schlaffen Augen und gebeugtem Rücken, heim.

Auch in den großen Sommerferien sind die Kinder auf dem Lande mit Arbeit überhäuft. Zur Zeit der Blaubeerenernte wandern die Kinder schon oft früh 4 Uhr mit ihren Müttern in den Wald, um Blaubeeren einzusammeln. Statt während der Ferien körperliche und geistige Erholung zu finden, findet die körperliche und geistige Verelendung nur ihre Fortsetzung.

Für die Jugend des Proletariats heißt es nicht: „Jugendzeit, wie bist du schön!“

Frauen, Mütter! Es gilt, der Jugend die Jugendzeit zurückzuerobern! Wollt ihr da zurückbleiben? In der modernen Arbeiterbewegung habt ihr einen mächtigen Bundesgenossen; langsam zwar, aber sicher schiebt sie vorwärts, um mit jeder Form von Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft aufzuräumen. Frauen! Im Interesse eurer Lebenskraft und eurer Gesundheit und der eurer Männer und eurer Kinder dürft ihr in diesem Kampfe nicht untätig und gleichgültig bleiben.

Vorwärts, Frauen! Es gilt, wirkliche Arbeiterbeschäftigung zu schaffen; es gilt, aus engen Gassen empur zur Freiheit zu schießen!

Die Schule im praktischen Amerika.

Man schreibt der Frankf. Ztg. aus New York: Die Auffassung, der für öffentliche Schulen geschaffene Apparat sei bestimmt dazu bestimmt, während einer begrenzten Zeit des Tages dem Unterricht der Jugend zu dienen, hat sich hier in New York und anderen großen Städten Amerikas schon lange überlebt. Es macht sich das Streben bemerkbar, die Schulen mehr und mehr zu Stätten für allgemeine Volkserziehung und Volkserhaltung zu gestalten. Kein Jahr vergeht, in welchem nicht Neuerungen zu verzeichnen sind, welche auf Verwirklichung dieses Zweckes abzielen. Selbst die Ferien bringen darin keine Unterbrechung, ja, die für diese Zeit getroffenen Einrichtungen treten in unso helleres Licht, als während dieser Zeit wohl nirgendwo etwas geschieht, um die Schuleinrichtungen auszunutzen.

Eine Neuerung, die besonders Anklang gefunden hat, sind die Konzerte in den Schul-Dachgärten. Letztere sollten, wie schon der Name sagt, auf Dächern angelegt werden. Die Dächer sind zwar da, aber um die Gärten ist es schlimm bestellt. Die „Roofgardens“ weisen einige Topfpflanzen auf, ferner sieht man einen freien, häufig zum Tanzen dienenden Platz, auch Bänke auf einer Seite und ein Podium für die Musiker. Freikonzerte in den Parks und auf den Erholungsanlagen an den Docks werden schon seit Jahren von der Stadt veranstaltet, und jetzt gibt die Schulbehörde den in den Mietkasernen der Ostseite an den feuchtheißen Sommerabenden so unter der Hitze leidenden Menschen eine Gelegenheit, den „Schwimmbaden“ zu entfliehen und täglich hoch oben auf den acht- oder zehnhundertjährigen Schulgebäuden bei guter Musik Nahrung zu suchen. Für einfache Erfrischungen, — keine geistigen Getränke — ist allemal Halbes Brot, getrunken, in dessen Existenz absolut kein Zwang, etwas zu genießen, und manche Eltern bringen für sich und ihre Kinder mit, was sie verzehren wollen.

Vornehm mag werden, daß nur auf den neueren Schulgebäuden, etwa zwanzig, Dachgärten existieren, in denen gewöhnlich mehrere von ihnen 2000 Personen Unterkunft. Es ist wohl überflüssig zu erwähnen, daß alle neueren Schulen mit Personenaufzügen versehen sind. Schon seit einigen Jahren ist dafür gefordert worden, daß den Kindern während der Ferien und zu anderen Zeiten nach Schluß des Unterrichts die Schule zu einem Erholungs- und Spielplatz wird. In den allgemein hell und luftig angelegten Courtoirs giebt es Unterhaltung und Belustigung für alle, auch Babys, die launig gehen können. Man sieht große Sandhaufen, die ja besonders den Stadtkindern stets eine Quelle des Entzückens bilden, sowie Schaukeln, Turngeräte, Plätze und Uebersichten zum Ballspiel usw. Es werden Kindergärten eingerichtet, und für die größeren Schulen Sandfestigkeitsschulen, in denen Drehseln und sonstige Holzverarbeitung, Korbflechten, Buchbinderei usw. gelehrt werden. Für Mädchen sind Handarbeits- und Kochschulen vorhanden.

Es ist kein Unterricht, der sich an die strengen Linien des Winters hält, nein, gelegentlich wird gesungen, es werden Spiele arrangiert, auch ein wenig getanzt, so daß die Kinder vergessen, daß sie nicht, wie die reicheren Schüler der Westseite, im Gebirge oder am Meeresstrand der Erholung und dem Vergnügen leben können. Will ein Kind ein Bad nehmen — die neuen Schulen haben auch dafür gesorgt. In manchen sind 50 bis 60 Einzelbäder eingerichtet. Die Schulbehörde hat neuer auch in umfangreicherer Weise als je zuvor Aufzüge per Wagen in die Umgebung New Yorks vorbereitet. Es wird da botanisiert, geschichtliche bedeutende Plätze werden aufgesucht und die Reste weniger Indianerörter inspiert, die dem Vordringen der Kultur in abgelegeneren Vorstädten noch Stand gehalten haben.

Im Winter dagegen bleiben die Schulen abends hauptsächlich ernst in 3 Wochen genötigt. Abgesehen von den Fortbildungsklassen, die abendlich in einem bestimmten Klassenaal abgehalten werden, hat die Schulbehörde schon vor Jahren Klassen eingerichtet, in welchen Einwohnern Gelegenheit geboten wird, Englisch zu lernen. Alt und jung sieht man da eifrig dabei, sich die Landessprache zueigen zu machen. Natürlich ist der Unterricht unentgeltlich.

In jeder Schule finden auch mehrfach in der Woche freie Vorträge für Erwachsene statt. Es werden da Thematika aus allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens in volkstümlicher Weise behandelt. Manche davon sind durch Stereoskop-Bilder illustriert. Die Vortragenden sind sehr häufig Kapazitäten auf ihrem Gebiet. Diese Einrichtung besteht seit etwa zwölf Jahren und ist von Jahr zu Jahr weiter ausgebaut worden. Mit jedem Jahr wehrt sich auch die Zuhörerschaft, die letzten Winter in der Woche durchschnittlich die Zahl 40 000 erreichte.

Des Jungen Tüchtigkeit. Bei einer vor dem Wiener Landesgerichte durchgeführten Verhandlung verlangte ein Zeuge, wie das M. W. Gertrud, berichtet, nach seiner Vernehmung eine Zeugengebühr. Vorl.: Was verdienen Sie denn täglich? — Zeuge: Das ist net gleich, manchmal mehr, manchmal weniger, jetzt is ein bißl zammgeschmolzen. — Vorl.: Ja, was sind Sie denn eigentlich? — Zeuge: Schneeschaufler. (Allgemeine Heiterkeit.) — Vorl.: Jetzt im August sind Sie wohl Strafenzehrer? — Zeuge: W' mit so an gewöhnlichen Witt gib i mi net ab. (Heiterkeit.) — Vorl.: Dann kann ich Ihnen auch nichts anweisen. — Registriert entfernte sich der Schneeschaufler.

Ein Lager von 10 000jährigen Fischen. Ein merkwürdiger Anblick wurde den Arbeitern zuteil, die kürzlich beim Durchstich eines Tunnels und Graben eines Brunnens in den westlichen Vereinigten Staaten unter der Oberfläche auf Salzlager stießen. Als die Salzblöcke zutage gefördert wurden, sah man in ihnen Hunderte vollkommen erhaltener Fische, nicht versteinert, sondern vollständig mit dem Fleisch erhalten, als ob sie eben aus einem Eisblock gewonnen wären. Es wird angenommen, daß dieses Salzlager den Boden eines Sees einnimmt, der nicht weniger als 50 Kilometer Länge und 20 Kilometer Breite gehabt haben muß. Die aus diesem Salzsee stammenden Fische sind dem Secht einigermassen ähnlich, gleichen aber durchaus nicht denjenigen Fischen, die heutzutage in den Seen und Flüssen jener Gegend leben. Nimmt man sie aus dem Salz heraus, und legt sie an die Sonne, so werden sie hart wie Holz, was jedoch die in den Salzgruben beschäftigten Arbeiter nicht davon abhielt, diese altertümlichen Fische auf ihren Geschmack hin zu untersuchen. Natürlich bestaunt sich die Wissenschaft mit diesem Vorkommen, und die Gelehrten schätzen das Alter dieser Salzsee auf mindestens 10 000 Jahre. (?)

Vom Teufel geholt. Im katholischen Volksboten, dem Leib- und Magenblatt des Zentrumsführers Wader, erzählt der altbayerische Vater Frisch von einem „schlechten Katholiken“, der, ansicht in die Kirche zu gehen, die Religion verhöhte. Dafür wurde er vom Teufel geholt, was Vater Frisch ganz genau beschreibt wie folgt: „Eines Tages lag er (der Sünder) insolge einer kleinen Unmöglichkeit auf dem Bette. Die Wirtsfrau hörte plötzlich stark klopfen. Sie geht ins Zimmer hinauf und fragt ihn, ob ihm etwas besonderes fehle. Nein, war die Antwort, aber siehst du nicht dort die zwei schwarzen Neger zu den Füßen des Bettes? Schaffet doch diese Neger fort, sie wollen mich aus dem Bette ziehen! Die Wirtin, entsetzt über das, was ihr der Mann sagte, da sie gar nichts sehen konnte, flieht sogleich aus dem Zimmer und läuft zu zwei Männern hinunter, die eben im Galtzimmer beim Glate saßen, und bittet sie, sofort hinaufzugehen. Sie gehen sogleich, doch wie groß war ihre Ueberraschung! Sie finden den Mann außer dem Bette auf einem Stuhl sitzend, die Wirtin entblößt und ganz schwarz; er war tot. Es war damals der allgemeine Glauben im Volk, daß der als Religionspöster Bekannte vom III geholt sei.“ Eigentlich waren es zwei Teufel. Doch das ändert nichts an der trostlichen Tatsache, daß der Spötter wenigstens doch noch sáwarg geworden ist, nachdem ihn der Teufel geholt hatte. Der Vater erbärtet seine Angaben noch dadurch, daß er Ort und Zeit angibt, wann und wo die Sache passiert ist. Es war im Spätberbst 1847 in America. Gottlob war es aber weit von hier, nämlich in America. Da passieren solche Sachen noch. Bei uns zu Lande fehlt die nötige Poesie.

Aphorismen.

Ein Tiger ist leichter zu zähmen als ein keisulitiges Weib.

Wer Weichen pflänt will, muß sich bilden; so blicke dich auch zu den Kindern. Aus Kindern werden große Männer und schöne Frauen.

Leute, die sich im Theater nur „amüsieren“ wollen, sind Hohlköpfe und Verderber; sie machen eine Kulturstätte der Erbauung zur Jahrmarktsbude.

Wenn in einer Gesellschaft der Tanz beginnt, stellt sich auch für den Ibsenigen Sempel die Gelegenheit zu glänzen ein.

Humoristisches.

Wißverständnis. ... Wie können Sie denn aber behaupten, Wintermojer, daß Ihnen der Mudlbauer mit Unrecht gekündigt hat? Sie geben ja selber zu, daß Sie ihn vor Zeugen einen „Gewochsen“ nannten! ... Haben Sie denn dem noch etwas hinzuzufügen? — „Na, na, Herr Richter ... da tät' er mi' ja glei' wieder verlag'n!“

Protest. „Du sollst ja aus deinem Klub herausgeschmissen worden sein!“ — „Im Gegenteil — ich bin der einzige, der noch drin ist — alle anderen sind ausgegeten!“

Der Kurier des Zaren. Der Zar: „Der Kurier soll sofort abdampfen und die Hilfe des Auslandes zu meinem Schutz erbitten.“ — Kurier: „Also wohin?“ — Zuerst nach Preußen — oder nach Oesterreich?“ — Der Zar: „Nein, nach Tokio! Wenn mir der Mikado seine Truppen schickt, bin ich gerettet, — die werden bestimmt mit den Russen fertig!“

Häuslicher Krieg. Sie: ... Das ganze Vermögen, überhaupt alles, was da ist, habe ich eingebracht! ... Oder sag' einmal aufrichtig: was hast denn du gehabt, bevor du mich geheiratet hast? — Er: „Meine Ruh!“ (Liegende Blätter.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. Cie., Karlsruhe i. B.

Bei Sabrosauenden in ägyptischen Pyramidengräbern geschlummert und bei einer Ausfaat frische Steine getrieben haben sollen. Diese Angabe wird jetzt jedoch von den Botanikern mit Einstimmigkeit in den Bereich der Sage verwiesen.

So viel steht aber fest, daß das Pflanzenleben eine große Fähigkeit besitzt und daß dem Geheimnis seines Bestandes nicht leicht auf die Spur zu kommen ist. Der französische Gelehrte Fluche hat neuerdings gründliche Studien darüber angestellt und namentlich lehrreiche Erfahrungen über die allenthalben bekannte Wolfsmilch (Euphorbia) gesammelt. Dieses in Deutschland durchaus gewöhnliche Gewächs galt nach dem Ausweis der botanischen Werke als in Frankreich nicht heimisch. Es veranlaßte daher unter den Fachleuten ein ziemlich Aufsehen, als in der Umgebung von Nancy vor einigen Jahren große Mengen dieser Pflanze in voller Blüte entdeckt wurden, und zwar an einem Platz inmitten eines großen Waldes, der an der betreffenden Stelle erst vor zwei Jahren gelichtet worden war.

Nach weiteren zwei Jahren waren die Pflanzen wieder völlig verschwunden, dagegen wiederum an einigen anderen gelichteten Stellen im Gehölz aufgetaucht. Darans ging zunächst hervor, daß das Auftauchen und das Verschwinden der Pflanze von dem Bestand des Waldwuchses abhängig war. Wo aber waren die Steine der plötzlich erblühten Pflanze hergekommen? — Zu derselben Gegend waren vor über 40 Jahren deutliche Spuren von Eisenwerken aus römisch-gallischer Zeit entdeckt worden. Da nun außerdem der alte Naturforscher Plinius berichtet, daß die Römer die Wolfsmilch für medizinische Zwecke benutzten, so meint Fluche, daß die Römer die Pflanzen in jenes Gebiet vor jenen vielen Jahrhunderten eingeführt und daß dann nach Entdeckung des Waldes die Samen in verborgenem Boden gelegen haben müssen, bis sie durch die Art des Forstmannes in moderner Zeit zu einer Auferstehung gelangten.

Gesundheitspflege.

Vergiftungen durch Süßspeisen sind jetzt an der Tagesordnung. So wurden in Rom zahlreiche Personen nach dem Genuße von Vanilleeis von heftigem Unwohlsein und choleraähnlichen Krankheitserscheinungen befallen. Zwei Personen starben. Das Eis stammte aus der Gefrierkammer eines „Gelatiere“ Namens Maraini. Der Mann wurde verhaftet. Er behauptete, daß ihm eine Konturrenz Gift ins Eis geschüttet haben müsse. Die Untersuchung ergab jedoch als Ursache, daß M. übriggebliebenes Ferment, das über Nacht geschmolzen war und so unter Einfluß der Sommerhitze giftige Bazillen entwickelte, dem gesamten neuhergestellten beimischte.

Allerlei.

Wenn man Fürsten die Wahrheit sagt. In den Mitteilungen aus den Tagebüchern des österreichischen Staatsmannes Karl Friedrich Freiherrn v. Mikulic (Augustheft von Richard Fleischers Deutscher Revue) erzählt der Autor u. a.: „Holgendes Ereignis verdiente wohl auch einen Platz in der Geschichte der Böhe. In den ersten Tagen des Monats August 1831 wurde der Hofrat und Wiener Polizeibürgermeister Freiherr v. Waldstätten nach Baden zum Kaiser Franz berufen, der ihn sehr gnädig empfing und ihm bemerkte, er höre allerlei über eine böse Volkstimmung in Wien und forderte ihn auf, ihm klaren Wein einzuschenken. Waldstätten ist kein Söfling und ein ehrlicher Mann. Er sagte dem Kaiser die Wahrheit, wie sie ihm bekannt war. Er müsse, bemerkte er, bekennen, daß die Stimmung sehr gereizt und ungünstig sei. Obgleich die Liebe zu dem Monarchen nicht erloschen ist, so sei sie doch nicht mehr so lebhaft und begeistert wie sonst. Die nahe Gefahr der Seuche (Cholera) schreibe man dem besorgten Rate des Staatsrates Stiff zu, der, früher schon unbeliebt, jetzt so gehaßt werde, daß er, Waldstätten, Ausbrüche des Volkszorns gegen ihn fürchte. Die auswärtige Politik Oesterreichs, vorzüglich in Beziehung auf Polen, für welches Enthusiasmus im Volke herrsche, die Nichtung der Regierung im Innern und die daraus hervorgehende allgemeine Unbehaglichkeit schreibe man dem Fürsten Metternich zu, der denn nicht minder gehaßt werde. Man fange an, von der Notwendigkeit einer Verfassung zu sprechen, und die „gemeinen Klassen“ drohten ohne Scheu mit Aufstand, Barrikaden und Pfastersteinen.“

Der Kaiser frag Waldstätten, ob er denn diese Verhältnisse nicht angezeigt habe? „D allerdings“, antwortete dieser, „in meinen Rapporten an den Präsidenten der Polizeihofstelle habe ich nichts anderes und alles, was ich eben berichtete, erzählt.“

Der Kaiser erwiderte, daß er nichts bekommen hätte, daß er sich darüber wunderte und daß er Waldstätten hiermit auftrage, alles, was er mündlich sagte, nachträglich zu Papier zu bringen und von jedem fünftägigen Stimmungsberichte an den Polizeiminister eine Abschrift dem Kaiser unmittelbar vorzulegen.

Der Kaiser schien sehr beunruhigt und sprach zu jemand unmittelbar nachher von Auflösung der Polizeihofstelle, Uebertragung ihrer Geschäfte an die Hofkanzlei usw. Waldstätten verfuhr sich gleich nach dieser Audienz zu seinem Präsidenten, dem Grafen Sedlnitzky, erzählte ihm, was geschah, und da sie Jugendfreunde sind, so erlaubte er sich, ihn auf das unrichtige Benehmen bei der Zurückhaltung von wichtiger Anzeigen aufmerksam zu machen. Sedlnitzky nahm aber diese Vertraulichkeit sehr übel und verheißte nicht, daß er sich tief verletzt fühle. Er warf Waldstätten Unlaut vor und sagte ihm, daß er vielleicht unwillkürlich zur „Fliegenklatsche“ einer Partei sich habe gebrauchen lassen, die ihn, Sedlnitzky, zu entfernen wünsche.

Am 20. August erscheint ein Handbillet, durch welches Baron Waldstätten seine Dienpostens enthoben, einseitigen der Cholera-Kommission zugestellt und die Führung der Polizeidirektion probitorisch dem Hofrat v. Braunkit zugewiesen wurde. „Mein allzu großer Eifer hat Karm über mich gebracht!“ konnte Waldstätten nun mit dem Psalmisten seufzen.

Schweizer Brief.

Gersau, im August.

Die Franzosen feiern ihren 14. Juli als Nationalfest zum Gedenken an die Zerstörung der Bastille; die Schweizer haben ihren 1. August, wo aus der Höhe der Einzelkanton der Rhöniz der Eidgenossenschaft aufstieg. Offen gestanden, das Bild ist etwas zu kühl geraten, denn die Kantone leben immer noch und beschneiden mehr als man im Ausland weiß der Eidgenossenschaft die „Fäden“. Die sozialdemokratischen Blätter reden daher auch gar nicht sehr pietätvoll vom Schweizer Kantonaltag und sie werden ihre guten Gründe haben. Aber so zum Ansehen, wenn man kein Eidgenosse ist, sondern als Fremdling freundlich geduldet auf Grund der Gelber, die man im größten Hotelland der Welt vergibt, — so zum Ansehen ist es ganz schön, besonders am See der vier alten Waldstädte.

Den ganzen Tag hatte gestern das Sonnenlicht auf den smaragdgrünen Wellen des Sees einen Flimmertanz ausgeführt. Aber abends kam von Luzern her ein kühles Lüftchen, der Himmel lohnte nach Sonnenuntergang in Wolkenflammen, und die gewaltigen Felsenwände mit ihren kühnen Zaden standen feierlich in dunklem Violett da. Gerade über dem verneigen in den Himmel steigenden Horn des Urnerstodes hing der blaßgrüne Vollmond, wie eine zu früh brennende Wogenlampe. Das am See lustwandelnde Fremdenpublikum fand die gegenfällige Betrachtung der Toilettentänzer viel interessanter, als die hundert wechselnden Schiller, in denen die Natur sich zeigte. Als endlich See und Berge im grünen Dämmerlicht schlossen, und der Mond sich hinter Wolken versteckt hatte, flammten auf allen Höhen die Feuerwerke auf und auf allen Kirchen am See hing es an zu läuten, und wenn man sich die Tatsache vorstellte, daß es jetzt im ganzen Schweizergelände auf den Bergen flammte und in den Kirchen läutete, so konnte man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß das sehr schön sei. Jede Schweizerstadt schwelgte jetzt im Hochgefühl. Dann gingen vor den Hotels die Raketen an in die Luft zu steigen und in hundert Stücken zu zerplatzen, die bald erlöschten. Du gutes Schweizervolk, wie gleich deine Augustbegeisterung diesen Raketen. Auf dem See spielte die Gersauer Musikkapelle, zwar öfters falsch, aber mit desto mehr pietätvoller Kraft Schweizer Weisen. Im großen Hotel Müller — hier heißen alle Menschen entweder Müller oder Kammerzind — konzertierte eine neapolitanische Kapelle. Wenn die vaterländische Trompeterei draußen auf dem See erklang, dann hatten die Neapolitaner zu schweigen. Hier kam der Patriotismus vor der Kunst. Sie lächelten einander nur zu, diese braunen Gesellen mit ihren schlanken Körpern und den roten Fischermägen. Sie lächelten einander zu und begleiteten die derbe falsche Klavierspiel mit spöttischem Geigenpizzicato. Aber auf einmal belamten die Schweizer Väter auf dem See ihren eidgenössischen Durst, die elegante Welt strömte auf die große Hotelterrasse und nun standen sie auf und — und spielten. Nicht nur auf ihren Geigen, Mandolinen, Gitarren, nein sie selber wurden eins mit ihren Instrumenten. Durch die Nachtluft flossen süße Kanthelien und verschlangen sich mit dem elektrischen Licht und dem Duft der blühenden Lindenbäume zu einer schluchzenden Schmelze. Perlenreihen, wie flüssiges Silber tropften die Staffeln von den Geigen. Die jungen Künstler studierten mit ihren dunklen Augen schöne Frauen, ihr Spiel wurde süßner, ihre Haltung stolzer, und selbst der Alte mit dem weißen Schnauzbart, der die Wahre spielte, tat es mit Würde. Die jüngeren waren noch so von sich selbst und ihrer Kunst entzückt, daß sie sich über ihre beschämende Situation wegspielten. Aber der Alte, der hatte schon einen weißen Schnauzbart, strich nur noch die Wahreige und war über die Illusionen hinaus. Als er gerade vortrat und mit einer schönen Baritonstimme ein italienisches Lied begann, fing das Geschnatter auf dem See wieder an und schlug in die Italienermusik wie ein Steinbrot in ein Blumenbeet. Der Alte zuckte nicht mit einer Wimper, trat gemessen und würdevoll zurück und setzte sich. Da ging ich. Dieser Probenpatriotismus ging mir auf die Nerven. Ich ging nach Hause in meine stille Säge am Ende des Dorfes und las in einem schweizerischen Parteiblatt die Worte:

„Von den Kirchstürmen herab erschallen die ehernen Stimmen der Gloden, bunte Wimmel flattern auf den Amisgebäuden, und im gellen Widerschein der Höhenfeuer heipeln falsche Freunde des Vaterlandes ihre blöden Sprüchelein eines engstirnigen wie fanatischen Patriotismus herunter.“

„Männer und Frauen der Arbeit! Man braucht wohl nicht zu sagen, daß die zielbewußte Arbeiterschaft an diesem eitel Grobmannstücht und einem läppischen Nachschaffungsdrang entsprossenen Nationalfeste keinen Anteil nehmen darf. Das Vaterland im Sinne unserer Gegner ist eine hohle Phrase, für uns ein überwindener Standpunkt, ein reaktionärer, kulturwidriger Begriff. Die Menschheit läßt sich nicht in nationale Grenzen einsperren, unsere Heimat ist die Welt: ubi bene, ibi patria, wo es uns wohl geht, das heißt wo wir Menschen sein können, da ist unser Vaterland. Das Vaterland, das uns die Bourgeoisie beschert, ist eine Stätte unfähigen Elends, ein Jagdgrund, auf dem wir das geheute Bild sind und mancher von uns nicht einmal weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll.“

Drüben am Stanserhorn schob der Lichtegel des elektrischen Scheinwerfers reklamemachend durch die Nacht, und die elektrisch beleuchtete Spur der Drahtseilbahn glühte wie eine Feuerflamme. Vom Pilatus mit seiner tollkühnen Bahn schimmerte es durch die Nacht; die Millionenhotels am gegenüberliegenden Ufer machten bengalische Reflektoren, und überall da hielten altbewährte Grobkräfte fernige Neben, ohne auch nur mit einem Wort jener zu gedenken, welche die lebensgefährliche Arbeit an all diesen freudenthätlichen Unternehmungen gegen vier Francs Lohn im Tag verrichteten. Tout comme chez nous. Und um auch sonst nicht hinter Deutschland zurückzubleiben, haben es einige Hotels und Pensionen auf eigene Faust übernommen, veranlaßt durch einige bundesrätliche Entscheidungen, gegen Küssen das Schweizer Abtrotz in den richtigen Ruf zu bringen. In Weggis, wo, wie in allen Dörfern des Vierwaldstättersees, sich zahlreiche Flüchtlinge aus Ausland befinden, haben mehrere Häuser auf Zetteln die Mitteilung hängen, daß Küssen nicht aufgenommen werden. Nur der Billigkeitseifer von Schweiz-Selbstwyla kann einem in einer großen Revolution stehenden Volke einen solchen Affront antun. Der Wirkhausgeist wird anfangs zu mächtig in den biederen Schweizern.

Ueber die sexuelle Frage in der Pädagogik

Schreibt Professor Forel in seinem Werke „Die sexuelle Frage“ wie folgt: Es unterliegt keinem Zweifel, daß das sexuelle Empfinden und der sexuelle Trieb eines jeden Menschen aus zwei Elementargruppen besteht: 1. aus den Ererbten oder als Anlage mit auf die Welt gebrachten phylogenetischen Elementen (erbliebenen Anlagen), und 2. aus den durch die Einwirkung äußerer Reize, der Gewohnheit und der Übung im Lauf des Lebens erworbenen Elementen. Die ersteren schlußmieren zuerst im Menschen, zuerst als Reizesenergien der Anlagen und gehören zu seinem Charakter. Erst bei der Geschlechtsreife geschieht das tatsächliche Ausschöpfen der meisten derselben und ihre weitere Entwicklung aufgrund der Einwirkung äußerer Reize und der Verarbeitung durch das Individuum und seinen Willen, d. h. durch das Gehirn. Die zweiten sind das Produkt der Einwirkung erotischer Reize und der Gewohnheit oder Übung auf die ersten. An den ersten kann die Pädagogik nichts ändern. Sie liegen einmal vorgebildet da und bilden die Grundlage für die Erziehungsloft. Die Aufgabe der letzteren kann also nur die sein, die genannten erblichen sexuellen Anlagen in möglichst zweckmäßige, gute und gesunde Bahnen zu leiten. Wenn ganz verwerfliche Anlagen vorhanden sind, wird höchstens die ethische Erziehung im allgemeinen etwas für den Charakter tun und das, was den Trieb reizt und belästigen können. An seiner Qualität jedoch wird sie nichts ändern. Man darf sich hier keinen Illusionen hingeben. Ueberall, wo normale Durchschmittsanlagen vorhanden sind, kann dagegen die Erziehung sehr viel dazu tun, daß pathologische Abwege und Gewohnheiten vermieden und der Trieb normal entwickelt und in normale Bahnen gelenkt werde.

Wir wissen, daß die Angewöhnung an gewisse Sinneseindrücke die erotische Einwirkung derselben stetig mindert, und daß umgekehrt der Erotismus, die Libido sexualis durch ungewohnte Anblicke und sonstige Sinneseindrücke oder Vorstellungen, die das andere Geschlecht betreffen, besonders angeregt wird. In der Erziehung der Kinder pflegt der Mensch immer wieder den gleichen Fehler zu machen, nämlich seine Gefühle (die Gefühle des Erwachsenen) unbewußt in das Kind hinein zu verlegen. Dasjenige, was einem Erwachsenen sexuell reizt, läßt ein sexuell unreifes Kind vollständig indifferent. Man kann daher in einer gewissen Weise sehr gut mit ihm darüber sprechen, und es ihm bekannt geben, ohne es sexuell zu reizen. Im Gegenteil, dadurch, daß das Kind sich daran gewöhnt, in harmloser Weise sexuelle Verhältnisse und Dinge als etwas Natürliches zu betrachten, werden seine Neugierde und sein Erotismus später viel weniger dadurch erweckt, weil sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Die Eltern sind sich leider selten der Tragweite ihrer Unterlassungssünde bewußt, wenn sie ihre Kinder mit Ausflüchten, Ausreden und Lügen über ihre naiven Fragen bezüglich sexueller Dinge abspreizen. Dasjenige, was einem Erwachsenen sexuell reizt, läßt ein sexuell unreifes Kind vollständig indifferent. Man kann daher in einer gewissen Weise sehr gut mit ihm darüber sprechen, und es ihm bekannt geben, ohne es sexuell zu reizen. Im Gegenteil, dadurch, daß das Kind sich daran gewöhnt, in harmloser Weise sexuelle Verhältnisse und Dinge als etwas Natürliches zu betrachten, werden seine Neugierde und sein Erotismus später viel weniger dadurch erweckt, weil sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Die Eltern sind sich leider selten der Tragweite ihrer Unterlassungssünde bewußt, wenn sie ihre Kinder mit Ausflüchten, Ausreden und Lügen über ihre naiven Fragen bezüglich sexueller Dinge abspreizen. Dasjenige, was einem Erwachsenen sexuell reizt, läßt ein sexuell unreifes Kind vollständig indifferent. Man kann daher in einer gewissen Weise sehr gut mit ihm darüber sprechen, und es ihm bekannt geben, ohne es sexuell zu reizen. Im Gegenteil, dadurch, daß das Kind sich daran gewöhnt, in harmloser Weise sexuelle Verhältnisse und Dinge als etwas Natürliches zu betrachten, werden seine Neugierde und sein Erotismus später viel weniger dadurch erweckt, weil sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Die Eltern sind sich leider selten der Tragweite ihrer Unterlassungssünde bewußt, wenn sie ihre Kinder mit Ausflüchten, Ausreden und Lügen über ihre naiven Fragen bezüglich sexueller Dinge abspreizen.

Jedes Kind fragt einmal seine Mutter, wenn es offen mit ihr sprechen darf, wie die Kinder zur Welt kommen. Darauf kann diese mit so leichter Antwort, als das Kind dies selber bei Haustieren, Insekten usw. zu beobachten Gelegenheit hat. Warum soll ihm nun die Mutter verheimlichen, daß es bei den Menschenkindern sich gleich oder ähnlich verhält: wie bei Tierkindern? Es legt darin keinen der bösen Nebengebanten, die unser Erotismus nachträglich damit verknüpft hat. Die Kinder sehen viel besser als wir glauben. Ein kleines Mädchen, das man mit der lächerlichen Storgeschichte abgespritzt hatte, sagte einmal zu ihrer Mutter: „Mama, ich freue mich so, Grobmanna bekommt gewiß ein Baby.“ Die Mutter erschraf. „Aber ja“, sagte die Kleine, „sie hat gerade einen so großen Bauch, wie unsere Kacke, wenn sie bald Junge kriegt.“

Man kann auch die Botanik und die Zoologie zu dieser Einweisung benutzen, die aber weniger leicht ist, als die erste. Ich meine, man könnte in der Schule ebenso über die Fortpflanzung des Menschen sprechen, als über diejenige der Pflanzen und der Tiere. In der Tat wäre das der beste Weg, vorausgesetzt, daß der Lehrer und die Lehrerin dies tollkühn anzugehen verstehen. Ich füge hinzu, daß die Aufklärung der Kinder über die sexuelle Frage naturgemäß so zu geschehen hat, daß der Vater oder der Mutter oder die Knaben und die Mutter oder die Lehrerin die Mädchen aufklärt, soweit es wenigstens möglich ist. Es gibt Eltern, die weniger aus Ueberlegung, als aus feiger Angst vor der Schwierigkeit sich mit ihren Kindern auseinandersetzen, zurückzuducken, dieselben rechtzeitig aufzuklären.

Es ist zu bedauern, daß so wenig Pädagogen sich mit dieser Frage befaßt haben, und daß man es den unläutersten Quellen, den schlechten Dienstboten, den verdorbenen Kameraden und schlechten Wächern überläßt, seine eigenen Kinder über die sexuelle Frage aufzuklären.

Dadurch entsteht eine sehr schädliche, das beiderseitige Vertrauen erschütternde Entfremdung zwischen Eltern und Pädagogen auf der einen und Kindern auf der anderen Seite. Auch frühzeitiger Entfall eines ungesundeten Sexualtriebes wird man nicht durch Brüderie, vage Moralpredigten, große strenge Augen, wenn das Kind etwas davon verrät und dergleichen mehr, sondern durch Offenheit und Liebe wirksam entgegenarbeiten. Mit Ausflüchten und sogenannter moralischer Strenge erreicht man nur Entfremdung und das ist von Uebel.“

Der Mensch und der Luftdruck.

Wenn das Barometer steigt, fühlen sich die meisten Menschen, soweit sie darauf zu achten Zeit haben oder nicht durch andere Verdrießlichkeiten gestört werden, vernünftiger als bei niedrigem Luftdruck. Diese Wirkung freilich hängt wohl nur damit zusammen, daß bei hohem Barometerstande

die Reize des Wetters und damit die eigene better etc. um den gewöhnlichen Luftdruck auf den Menschen sehr zu stellen, muß man schon zu anderen Mitteln greifen. Manche Arbeiten können gegenmächtig kaum anders als unter einem künstlich gesteigerten Luftdruck geschehen. Dazu gehören namentlich die Arbeiten unter Wasser. Es hat sich gezeigt, daß ein Taucher in einer Tiefe von 30—40 Metern unter der Wasseroberfläche bei einem Druck von drei Atmosphären schon eine erhebliche Lebensgefahr läuft. Taucherarbeiten werden bei uns im allgemeinen bis zu einer Grenze von höchstens 35 Metern ausgeführt, während die mutigen Perlen- und Siammutterfischer im Mittelmeer, am Persischen Meerbusen oder an den indischen Küsten sich wohl bis gegen 45 Meter tief hinunterwagen, wobei dann freilich auch häufig Unfälle vorkommen. Vielleicht spielt beim Ertragen hohen Drucks auch eine besondere Begabung mit, denn der berühmte Taucher Lambert, der einmal aus einer Tiefe von fast 50 Metern eine Summe von zwei Millionen Mark gerettet hat, blieb bei jedem Abstieg etwa 20 Minuten unten. Das letztere erhielt er allerdings eine dauernde Schädigung seiner Gesundheit, insofern, als er für sein ganzes späteres Leben die Fähigkeit verlor, seinen Harn zu halten.

Noch eine bewundernswürdige Leistung vollbrachte Lambert, indem er durch einen Schacht in den Severtunnel hinabstieg, dort in völliger Dunkelheit eine Strecke von fast 500 Metern im Wasser zurücklegte und die offen gelassenen Fluttore schloß, so daß eine weitere Ueberschwemmung verhindert wurde. Die größte Tiefe, die jemals ein Taucher erreicht hat, betrug 61 Meter, aber der Mann starb auch, weil er zu rasch wieder an die Oberfläche gekommen war.

Die Hauptfahre in der Vermeidung gesundheitlicher Schädigungen durch Luftdruckwechsel besteht darin, daß diese Wechsel allmählich geschehen. Zwei englische Forscher, Hill und Greenwood, haben nun vor der Royal Institution neue Experimente über die Wirkung hohen Luftdrucks auf den Menschen beschrieben. Sie benutzten einen großen Stahlzylinder, der mit einem Bett, elektrischem Licht, Glocke und Telegraph versehen war und genügende Größe bot, um einen Menschen zum Aufenthalt dienen zu können. Der Luftdruck innerhalb des Zylinders konnte mittels einer Pumpe innerhalb 40 Minuten auf 6 Atmosphären gesteigert werden. Der Luftdruckwechsel war durch eine Ventilation vorgebeugt. Es ergab sich, daß unter solchen Umständen ein Mensch einen Druck von sieben Atmosphären ohne nachteilige Folgen aushalten kann, vorausgesetzt, daß das Nachlassen des Drucks allmählich geschieht und der Blutkreislauf durch gewisse gymnastische Übungen, wie Bewegungen der Muskeln und Gelenke und häufige Veränderungen der Körperstellung, unterstützt wird.

Die Gefahr eines schnellen Nachlassens des Luftdrucks beruht darauf, daß bei hohem Druck ungewöhnliche Mengen von Stickstoff aufgelöst werden und das Gas dann, wenn der Luftdruck zu schnell nachläßt, als Blasen in den feinen Gefäßen und Räumen des Gewebes zurückbleibt, wo es dann leicht eine Verstopfung des Blutlaufs veranlassen kann. Die unangenehmen Empfindungen des Menschen, der einem künstlich gesteigerten Luftdruck ausgesetzt ist, bestehen in zunehmender Taubheit und einem unerträglichen Unbehagen in den Ohren. Außerdem werden die Lippen unempfindlich, und es tritt auch eine merkliche Veränderung der Stimme ein.

Doch sein Junge.

„Der Mann hat mir in meine heiligsten Wassergefäße gekränkt und dafür stehe ich zu hier auf de Anklagebank, wo je sonst die Raubmörder verurteilt werden. Ne, ich wech nicht mehr wat id sagen soll, na meinswegen „fiat justitia“. Mit diesen Worten beirat der Schwurmadenermeister Wilhelm W. die Anklagebank des Schöffengerichts Berlin I, vor dem er sich wegen Körperverletzung verantworten sollte.

„Also Angeklagter“, begann der Vorlesende die Vernehmung, „Sie werden beschuldigt, Ihren ehemaligen Freund, den Malermeister Klein, mit einem Weibterglase mißhandelt zu haben. Was haben Sie darauf zu erwidern?“ — Angeklagter: „Gebrüder Herr Amtsgerichtshof, id bekenne mir weder für schuldig noch für unschuldig. Mein Freund, der Klein, hat mir so in die Rage gebracht, det id ihn vielleicht ooch hätte dottschlagen können. Aber id kann Ihnen nur sagen, Herr Amtsgerichtshof, wenn Ihnen det passieren täte, det eener sagen dut, Sie sind ja nich der Vater Ihres eben frischgeborenen Jungen — id gloobe, Sie würden ooch — ach so, id seche eben, Sie sind ja jar nich verheiratet, na danken Sie Gott!“

Vor.: „Angeklagter, lassen Sie meine Person gefälligst aus dem Spiele und kommen Sie endlich zur Sache.“ — Angekl.: „Na, Sollte doch, nehmen Sie mir det nich iebel, aber id bin zu uffgeret noch über die Jemenheit. Ich wer' Ihn' nu mal den jungen Kalefa erzählen. Ich bin seit fünf Jahren jüdischer Ehemann und habe mir ooch dabei ganz wohl gefühlt. Meine Olla kann nämlich een feinen Ränsebraten machen, bloß eens kann se nich und det is mein stiller Joram. Fünf Jahre haben wir uns nu mit een herzhaften Ruch „jute Nacht“, aber wir sind immer noch alleene. Det junge Wätschpindel is schon voll Windeln, Kinderkleider und sonstige Sänglingspräparate, aber wat da rin gehört, det kommt nich. Na, id bin nich dran Schuld, meine Olla sacht, sie ooch nich! Na denken se sich die Freude, wie id höre, det id seitem vorrighen August in jute Hoffnung bin. An meine sämtliche Knöpfe hab' id's ausgeknobelt, und selbst bei die Frau, die een Sidotter wahr sagt, bin id gewesen, ob's een Junge oder een Mädchen wird.“

Id sache Ihnen, als die Einzugsfeierlichkeiten meines Künstgen in die Welt stattfanden, war id ganz aus dem Häuten. Wir wollten se bloß immer nich rin lassen, dafür konnte id aber Kamillentee kochen und warmet Wasser heiß machen. Endlich konnte id rufen: Hurra een Junge. Woller Freude renn id nu abends in meine Stammkneipe in die Strelitzerstraße, um den Jungen düchtig naß zu machen.

haben, troghen haben se aber alle seite uff meine Rechnung jetznet. Ich einmal fragt mir mein Freund Klein lo recht höhnisch, wie id mir denn so als zweeter Vater siehle. Id verliche ihn erst jar nich, dann aber zweite id Bunte. Als id nu fuchtig werde, lacht mir der jemeine Mensch aus und sacht: „Mensch, Willem, du jlobst doch nich etna, det der Junge deiner alleene is, von dem jehört dir doch höchstens een Wea. Frag' man deine Olla, die wech et noch besser.“ Nu aber plagte mir doch die Falle; wie det kam, wech id nich mehr, mit een Mal hatte Klein mein vollet Weibterglas als Helm uff'n Kopf.“ — Vor.: „Es wird wohl etwas anderes gewesen sein, denn wie Sie es schildern, kann Klein nicht Verletzungen durch die Scherben davontragen.“

Von den Zeugen wird der Sachverhalt in ähnlicher Weise wie vom Angeklagten geschildert, so daß der Gerichtshof zu einem Freispruch kam, da der biedere Meister Kriemier eine schwere Verleumdung auf der Stelle durch eine Taktlosigkeit erwidert hatte. Freudestrahlend verließ der nun doppelt glückliche Vater den Gerichtssaal mit den Worten: „Und et is doch mein Junge!“

Aus allen Gebieten.

Technik.

Die gesundheitliche Bedeutung des Straßenpflasters. Einer der schlimmsten Feinde des Großstäders ist der Straßenlärm. Der Gehörnerb, der wie alle anderen Nerven ruhebedürftig ist, und sowohl unter dauernder als auch unter alzu starker Anspruchnahme leidet, ist vielleicht der meist mißhandelte aller Nerven. Da eine Nervenzugung, woher sie auch kommen mag, sich nicht nur auf den gereizten Nerv beschränkt, sondern das ganze Nervensystem mehr oder weniger in Mitleidenenschaft zieht, so schädigt der Lärm nicht nur das Gehör, sondern den ganzen Menschen. Man glaube nicht, daß hier die Gemöhnung ausgleichend eingreife. Für den Straßenlärm gilt diese Beschwichtigung schon deshalb nicht, weil er ungleichmäßig und so verschiedenartig ist, daß eine Anpassung an ihn gar nicht eintreten kann. Im Interesse der lebenden Großstadtmenichheit tritt B. Ritter in der Zeitschrift Vitumen für ein möglichst geräuschloses Straßenpflaster ein. Er meint, daß spätere Geschlechter es kaum werden verstehen können, wie wir bei all dem Lärm, der uns umgibt, anstrengenden Berufen nachzugehen vermocht haben.

Man bedenke, daß die sogenannten geräuschlosen Pflaster, Holz und Asphalt, sich im wesentlichen nur im Stadtlärm und in den Hauptstraßen finden, und daß das Steinpflaster noch die weiteste Verbreitung besitzt. Der Höllenlärm, den ein womöglich mit losen Eisenstangen beladener Karrenwagen verursacht, wenn er über Steinpflaster rollt, bedarf keiner eingehenden Schilderung, um in seiner ganzen Furchbarkeit nachempfunden zu werden. Aber abgesehen von dem Lärm, den das Straßenpflaster heraufbeschwört, hat es auch andere gesundheitsschädigende Eigenschaften. Seine Fugen bieten Tausenden von Kleinlebewesen einen willkommenen Unterschlupf, und da eine gründliche Reinigung sich schwer bewerkstelligen läßt, werden jene samt dem Staube von den Menschen in ihre Wohnungen getragen. Wenn auch in viel geringerem Maße, so weist doch auch das Holzpflaster Fugen auf, die seine Reinhaltung erschweren. Deshalb genügt auch dieses nicht allen Ansprüchen der Hygiene, obgleich der Verkehr auf Holzpflaster sich fast geräuschlos vollzieht. An erster Stelle steht der Asphalt. Seine Verwendung als Straßenpflaster ist alt. Schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind in Paris und Lyon Straßen mit Asphalt gegossen worden, aber allerdings nur Fußwege. Auf dem Fußweg hat es erst 1850 Verwendung gefunden. Die Befreiungen der modernen Technik gehen dahin, ein billiges Ersatzmittel für den natürlichen Asphaltstein zu gewinnen. Seine Verbilligung würde auch seine hygienischen Vorzüge zur allgemeinen Anerkennung bringen.

Pflanzenkunde.

Die Lebensfähigkeit der Pflanzen. Wer sich viel in der freien Natur bewegt und ein offenes Auge für die Geschehnisse und Veränderungen in Wald und Feld besitzt, wird zuweilen beobachten haben, daß irgend eine plötzliche Veränderung in der oberflächlichen Beschaffenheit des Bodens binnen kurzer Zeit eine Beeinflussung der dort wachsenden Pflanzen mit sich bringt, indem Pflanzenarten, die seit Langem an den betreffenden Plätzen gestanden haben, verschwinden und neue Arten wie auf einen Zauber Schlag erscheinen. Hervorragende Botaniker haben diesen Zusammenhang dadurch erklären wollen, daß die Samen oder Zwiebeln einer früheren Pflanzengeneration ihre Lebensfähigkeit lange Zeit in sich zurückgehalten haben, jahrelang andere Geschlechter über sich haben wachsen und vergehen lassen, um dann beim Eintritt gewisser günstiger Bedingungen wieder hervorzuschließen. Andere Gelehrte haben dagegen die Möglichkeit bezweifelt, daß Samen ihre Keimkraft lange Zeit behalten können, und vielmehr daß plötzliche Wirkungen fremder Pflanzen an einer Stelle lediglich auf die natürlichen Mittel des Samenverkehrs, z. B. durch Wind, durch Vögel, durch Bienen, durch Käfer und dergleichen, zurückzuführen sind. Dieser Widerstreit hat noch keine Lösung gefunden, jedoch muß eine Beobachtung, wie die von Gebreich in dem altberühmten Gebirge Laurion in Attika, die Waagschale zugunsten der ersteren Anschauung sinken machen.

In dem Gebirge Laurion trieben, wie schon die Gymnasten auf der Schule lernen, die alten Athener einen nicht unerheblichen Silberbergbau, der aber gänzlich zum Erliegen gekommen ist. Gebreich hat dort Ausgrabungen veranstaltet, und als er eine etwa drei Meter hohe Schicht von Erde und Steinen fortgeschafft hatte, die seit Jahrhunderten ungestört dort gelegen hatte, sprang eine bis dahin dort ganz unbekannt gewesene Pflanze aus dem Boden, nämlich ein sogenannter Gornmoos (Glaucium) und in seiner Begleitung außerdem eine erstaunliche Fülle der Pflanzenart Silene juvenalis, die auch als Fliegenfänger bezeichnet wird und bis dahin in Attika seit Menschengedenken nicht gesehen worden war. Dieser Bericht erinnert an die berühmte Erzählung vom Mumienweizen, dessen Samen